

Nr. 36. Bromberg, den 14. Februar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(35. Fortsetzung.) ———

12.

Es wurde grün auf Björndal, und Schmetterlinge flogen über die Wiesen; doch hinter den Mauern des Hauses lag einer reif zur Ernte. Es war der alte Hauptmann Klinge. Man holte den Arzt aus der Stadt, probierte Pulver und Tropfen; aber als der Arzt abfuhr, sagte er zu Tag: „Hier gibt's bald Leichenschmaus."

Drinnen in der Stadt wandelte Adelheid Barre die gleichen Straßen wie andere — im hellen Schein des Sommers. Sie nickte ihren Bekannten lächelnd zu wie immer. Ja, sie lächelte vielleicht noch mehr als sonst — die stolze Seele.

Ein Apotheker ging im Hause des Majors aus und ein; er kam jetzt häufiger und kam ihretwegen. Ältlich war er und lächelte mit feuchten Lippen.

Adelheid war zu Weihnachten auf Björndal gewesen. Sie war wohl auf diesen Hof verschlagen worden, damit das Schicksal sein Spiel mit ihr treiben konnte. Nicht ein einziges Abschiedswort hatte sie von dem gehört, den sie liebte. Also erfüllte sich jetzt auch ihr Schicksal, wie das ihrer Mutter und aller anderen. Jetzt war sie dem begegnet, den ihr Herz begehrte, und dann — dann war es zu Ende.

Der Apotheker, der sie besuchte, hatte Geld, und sie war ein armes Mädchen. Sie schickte ihn nicht fort; um ihres Vaters und ihres eigenen Lebensabends willen ließ sie ihn wieder und wieder kommen, und zog die Sache in die Länge. Er war seiner Beute sicher — da eilte es nicht so. Er liebte seine Junggesellentage und dehnte sie lang und länger aus.

Adelheids Herz hatte ein paarmal dumpf geläutet; dann wurde es allmählich still. Sie lächelte den Menschen zu — zum Schein. Und hinter ihr her lachte die Welt. Ihr Vater war schon etwas betagt — und arm, aber munter in der Gesellschaft seiner Freunde. Er verkehrte in vornehmen Kreisen der Stadt und redete gern von seinen Erlebnissen. Daher wußte man, wo er mit seiner Tochter Weihnachten gefeiert hatte — und wußte mehr, als wirklich geschehen war — denn der Major schnitt hin und wieder etwas auf. Und seine Worte wanderten und wuchsen von Haus zu Haus. Die Frauen hielten sich an den jungen Mann, von dem der Major erzählt hatte, und dachten ihre listigen Weibergedanken. Deshalb also war Fräulein Adelheid auf den kleinen Festen im Winter so geistesabwesend und sagte schwarz, wenn sie weiß meinte. Sie hatte hoch hinausgewollt, die närrische Adelheid, aber sie war schön abgefallen. In diesen alten, reichen Familien auf dem Lande draußen heiratete man doch kein armes Fräulein aus der Stadt. Das Gerede hierüber ging von Haus zu Haus und weckte Schadenfreude in allen Gemütern. So sind die Menschen nun einmal — die meisten wenigstens.

Adelheid machte ihren täglichen Ausgang, um etwas Billiges zum Essen einzukaufen. Sommer war in der Stadt — junger, schwellender Sommer in Gärten und Bäumen, im Gesang der Vögel, in der blauen Luft. Sie dachte der Zeiten, da der Sommer ihr noch Freude und gute Tage brachte; ja, sie erinnerte sich in wehmütigem Verzicht ihrer schönen Jugend. Sie befand sich auf dem Weg nach Hause, auf der gepflasterten Straße. Zwischen den Steinen grünte hier und da Moos und Gras, und im nachbarlichen Garten blühte es. Ihre Augen sahen es, doch ihr Gemüt nahm es kaum wahr. Ein alter, krummbeiniger Beamter mit seiner Tasche am Lederriemen ging hinter ihr her; in der Hand hielt er einen Brief — denn er trug die königliche Post aus. Am Tor wandte sie den Kopf, um zu sehen, wessen beschlagene Absätze so schwer hinter ihr drein klappten. Ein Brief an den Vater.

Im Zimmer oben blieb sie mit dem Brief in der Hand lange am Fenster stehen. Sie schaute durch die Gardine und entdeckte jetzt, daß der Himmel blau und der Garten des Nachbars voller Blumen war. Ein Brief — — — kein gewöhnlicher mit Dienstaufschrift oder dergleichen. Sie erinnerte sich eines Briefes damals vor Weihnachten. Seitdem hatte sie ein ganzes Menschenleben an Freude und Kummer durchlebt. Ein reichliches halbes Jahr war erst seitdem vergangen, wie endlos hatte es doch gewährt. Jener Brief war von Hauptmann Klinge — und die Aufschrift mit geübter Hand geschrieben. Auf diesem Brief heute schienen die Buchstaben beinahe gemalt — mit großen kunstvollen Schnörkeln —; er stammte sicherlich von jemandem, der selten schrieb, also von niemand Bekanntem. Weshalb fiel ihr nur Klinges Brief ein?

Sie blickte wieder durch die Gardine und wurde jetzt gewahr, wie schön die Sonne über des Nachbars Haus und Garten schien. Aber sie hatte noch zu tun, bis der Vater heimkam.

Oftmals noch wendete und betrachtete sie den weißen Brief, ehe der Major endlich zurückkehrte; weshalb deckte sie nur jetzt den Tisch fertig, bevor sie den Brief erwähnte? Lebte noch irgendwo in ihrem erstorbenen Herzen ein Funke, ein Fünkchen, das sie zu ersticken fürchtete? Doch einmal mußte es ja sein, und sie reichte dem Vater den Brief. Er drehte und wendete ihn, räusperte sich — ihm fielen wohl ein paar Schulden ein, die zurückgefordert werden könnten, und er verspürte keine Eile ihn zu öffnen. Adelheid stocherte auf ihrem Teller herum und führte keinen Bissen zum Munde. Endlich ergriff der Major sein Tischmesser und schnitt den Brief auf. Da er etwas weitsichtig war, hielt er ihn weit ab, um die Schrift lesen zu können. Er räusperte sich ernstlich und riß die Augen auf.

„Wir müssen fort, der alte Klinge liegt im Sterben."

Adelheids Gesicht neigte sich tief auf den Teller, immer tiefer. Tropften nicht Tränen auf den Tisch?

Die Fuhre wird uns an derselben Stelle erwarten wie letztes Mal, hörte sie den Vater wie aus weiter Ferne sagen. Sie klammerte sich an die Tischkante, daß ihre Knöchel weiß wurden. Ihre Herzenskälte schlug ihr ins Blut. Sie biß die Zähne zusammen. Sie fror — bis ins innerste

Mark. Noch ein letztes Mal sollte sie das geliebte Land schauen. Dann war der Hauptmann tot und dann — jeder Weg versperrt.

*

Sie trafen in der Dämmerung auf Björndal ein. Die Sonne war hinter den Wäldern verschwunden, und es duftete nach Abend und Blumen und Sommer. Das Wiedersehen mit dem Major war zu viel für Klinge; er starb noch am ersten Abend. Der Schatten des Todes legte sich über den Hof, und alle gingen leise und schweigend einher. Der junge Dag war am ersten Tage daheim, dann blieb er fort, bis der Hauptmann begraben wurde.

Ein paar entfernte Verwandte von Klinge kamen — es gab einen feierlichen Leichenschmaus im Saal — mit weiten Abständen zwischen den Plätzen um den großen Tisch — und dem Pfarrer zu Gast. Vater Dag, der Major und der Pfarrer sprachen freundliche Worte zum Gedächtnis des Hauptmanns. Der Alten Stimme klang rauh, und der Major stotterte mühsam und bewegt.

Alle Wagen auf Björndal brachten Leute zur Kirche — andere kamen von Hamarbö und aus der Siedlung — ein langer Zug gab dem Hauptmann ehrenvolles Geleit. Am nächsten Tage erklärte Major Barre, sie müßten nun wohl mit den Klingeschen Verwandten abreisen. Dag aber entgegnete, wenn sie ihm den Gefallen erweisen wollten, über die erste Einsamkeit bei ihm zu bleiben, dann werde er es ihnen nicht vergessen. Der Major fand, etwas Besseres als dieser Vorschlag könne gar nicht kommen. Auf die Art sprangen für Adelheid und ihn auch diesen Sommer ein paar Tage auf dem Lande heraus — und er sparte die armseligen Taler, die sie sonst auf den Haushalt verwenden mußten. Er tat, als müsse er etwas überlegen, dann dankte er, jawohl, er wolle versuchen, es einzurichten. Er schrieb in die Stadt und regelte es, daß ein Kamerad inzwischen die kleinen Geschäfte für ihn erledigte.

Dann streckte er alle Viere von sich, so daß es in seinen Gelenken knackte, und machte sich gemächliche Tage auf Björndal. Er begleitete Vater Dag auf allen Wegen, durch Wiesen und Felder. Sie wanderten auch zu den Hochflächen und tief in die Wälder, und viel gab es zu sehen und zu bereden von Mensch und Tier und Wirtschaft. An Essen fehlte es die ganze Woche nicht, auch nicht an kaltem Bier aus dem Keller, und am Samstagabend trank sich der Major einen gelinden, aber fühlbaren Rausch an. Eine herrliche Zeit für ihn.

Die Tochter dagegen ging meistens wie im Traum einher. Sie trug zwar den Kopf hoch und stolz wie jederzeit und lachte ihr Scheinlächeln — schön, aber bleich und still. Kam der junge Dag einmal aus den Wäldern heim und aß einen Abend mit in der Vorderstube, dann konnte sie vor Kälte erschauern unter seinen flüchtigen Blicken.

Sie hatte ein paar Stellen entdeckt, die ihr als die schönsten auf der Welt erschienen: im Rosengarten und am Ende der blauenden Flachsfelder, und einen Platz bei den Waldweiden. Ja, dort war ein Platz, wie ein sommerlicher Tempel mit einem Schleier von Birkengrün über weißseidenen Stämmen — mit weichem Gras am Boden — und Blumen aller Art. Dort konnte sie sitzen und weit über die Siedlung hinblicken und sich in das hineinträumen, was ihr als das Herrlichste auf Erden vorschwebte, alle Tage ihres Lebens hier bei dem Geliebten verbringen zu dürfen, mit gesichertem Wohlstand ringsum nach jahrelangem Darben, als Herrscherin über ein ganzes Reich — daheim und draußen, auch in der Stadt, überall vom Glanz der Macht umgeben.

Wenn Adelheid sich von ihrem Traumplatz erhob, dann flogen alle ihre Träume fort. In dieser Ewigkeit seit Weihnachten hatte sie mit dem Leben abgeschlossen. Sie wußte, Gott hatte sie nach Björndal geführt, nur um ihr das Wunschland ihres Hochmuts zu zeigen und sie dann auf das tiefste zu demütigen. Als Frau des Apothekers, mit Geld gekauft und bezahlt, würde sie sich in aller Augen erniedrigen. Um ihres eigenen Hochmuts willen und um des Hochmuts ihrer Mutter und all der anderen Frauen ihrer Familie willen stand sie unter Gottes Gericht.

So fügte sie sich im Lauf des Sommers in ihr Schicksal und nahm es als Buße für sich und die Ihren demütig hin. Sie mußte fortan von der Erinnerung leben — und das Leben würde ja auch so hingehen und eines Tages alles vorüber sein.

Der junge Dag war fast immer im Wald und wagte sich selten auf den Hof. Seit Weihnachten trug er Adelheids Bild im Herzen, wo er ging und stand. All seine Irrfahrten im Wald brachten ihm keinen Frieden. Jagd und Arbeit ließen ihn wohl einmal alles vergessen, solange sie ihn in Atem hielten. Wenn er sich aber müde und erschöpft abends in eine Hütte oder Felsenhöhle verkroch und Feuer angezündet hatte, dann wurde ihr Bild in den Flammen lebendig, dann wandelte sie stolz unter den Degen und lächelte ihr vornehmes Lächeln. Und wenn er, auf die Fichtenzweige hingestreckt, eingeschlafen war, dann erschien sie ihm im Traum — groß und schön, lächelnd mit ihrem weichen Mund; aber ihre Augen blieben klug und ihr Nacken stolz.

Niemals wollte er heiraten, denn keine war wie sie, und sie konnte man nicht heiraten, niemand auf der Welt.

Vereinzelte Male quälte er sich auf den Hof, um zu sehen, ob sie wirklich so schön war, und es wurde jedesmal schlimmer. Adelheid trug ihr Haupt immer stolzer, um die Welt nichts von ihrem weichen Herzen ahnen zu lassen. Und Dag nahm an, ihr Gemüt gleiche ihrem Äußeren.

13.

Die Sommertage gingen hin, es wurde Herbst.

Eines Tages dankte der Major für den herrlichen Sommer, sie müßten sich jetzt verabschieden, morgen wolle er fort. Er sagte dies an einem Mittwoch; doch der Alte meinte, sie könnten noch über den Sonntag dableiben und Montag abreisen, und er erklärte sich einverstanden. Für Adelheid waren des Vaters Worte wie Grabgeläut über dem letzten Sommer ihres Lebens. Sie mußte an die weite Reise zur Stadt denken, an des Apothekers feuchtes Lächeln, und tat in der kommenden Nacht kein Auge zu. Alles Junge und Starke in ihr kämpfte seinen letzten Kampf.

Zeitig am nächsten Morgen stieg sie die Treppe hinab. Jede einzige Stunde die ihr noch blieb, wollte sie ausnützen. Schlafen konnte sie nicht. Als sie die Haustür vorsichtig öffnete, erklangen in der Vorderstube Schritte, und Vater Dag erschien. „So früh auf den Beinen, Fräulein Barre? Wollt Ihr spazieren gehen?" Ja, sie wollte die Zeit ausnützen — die Tage, die ihr noch blieben —

Klang wohl in ihrer Stimme ein Schwingen, das Dag ungewohnt vorkam? Sein Blick wurde durchdringend, beinahe lauernd. In seiner Jugend war sein Gehör so scharf gewesen, daß er die Tiere im Walde hörte, lange ehe er sie sehen konnte.

Später hatte er statt dessen die Stimmen der Menschen belauscht und ihren Gesichtsausdruck erforscht — um des Geldes willen. Seit einem halben Jahr benutzte er seine alte Jägergabe, um die Menschen zu ergründen — um seiner selbst willen. Nichts, was die Menschen rings um ihn bewegte, nichts, was Augen und Ohren wahrzunehmen vermochten, entging ihm. Jetzt hatte er in Adelheids Stimme ein kaum merkliches Beben verspürt. Der lauernde Zug in seinen Augen währte nur ganz kurz; dann konnte niemand mehr ahnen, daß er gespannt beobachtete. „Wenn Ihr mit einem so alten Begleiter vorlieb nehmen wollt, dann komme ich mit", sagte er, und dann gingen sie in die Morgensonne hinaus über den stillen Hof auf die Weideplätze zu.

Der Alte plauderte über das Wetter und den vergangenen Sommer — von den Blumen — und Bäumen — und von den Vögeln, die fortgezogen waren. Kein Mensch erschien Adelheid so erhaben wie Vater Dag. Während dieser langen Sommerszeit hatte sie ihn etwas kennengelernt. Eine sichere Macht schien ihn zu umgeben, eine strenge Macht, aber der innerste Kern war Güte. Hätte sie doch einen solchen Vater! Einen, der alles ringsum sähe und verstände — nicht nur sein eigenes Ich. Ihr Nacken hob sich nicht so krampfhaft, wenn der alte Dag in der Nähe war, und jetzt lauschte sie mit gesenktem Kopf auf seine Reden.

Sie kamen zu den Birken, die jetzt herbstgolden waren, und sie erzählte ihm, hier habe sie manches liebe Mal gesessen, dem Windesbrausen im Laub zugehört und weit hinaus geblickt.

Da war wieder dieses Schwingen in ihrer Stimme, nur ein winziges Zittern, aber Dags Ohr fing es auf. Vielleicht bestätigten ihm der Glanz ihrer Augen und die Züge des Gesichts, was er aus ihrer Stimme herausgehört zu haben meinte.

Dort bei den Birken machten sie Rast — „Seid Ihr auch einmal weiter hineingegangen?" fragte Dag. Nein, das war sie nicht. Also wanderten sie weiter, zum Fluß hinun-

ter — über die Brücke — und kletterten am Hang hinauf, wo der Wald allmählich beginnt. Ohne zu sprechen, denn es ging steil bergan. Steine rutschten unter ihrem Fuß und rollten den Berg hinunter, Vögel flöteten ihre morgendlichen Töne, der Fall brauste dort unter ihnen, und der Wald summte und flüsterte. Niemals hatte Adelheid etwas Ähnliches empfunden wie in dieser Stunde, da sie zum erstenmal den Hochwald betrat. Ihr war, als sei sie auf dem Weg in eine neue Wunderwelt. Vater Dag schlug den Pfad zum Storkollen ein und ruhte nicht eher, als bis sie ganz oben angelangt und in die Lichtung eingebogen waren, die den Blick nach Süden freigibt. Hier auf dem Felsgestein ließen sie sich nieder, und Adelheid blickte entzückt vor sich hin. So hoch über der Welt war sie noch nie gewesen. Die ganze Siedlung konnte man von hier aus tief unten liegen sehen und die blauen waldigen Hügel unter der Morgensonne. Was aber ihre Vorstellungen weit übertraf, waren die Wälder im Westen und Norden — der Hochwald von Björndal — unermeßlich weit, Rücken auf Rücken. Dag saß da und schöpfte Atem — er ließ Adelheid Zeit, sich recht umzuschauen. Erwartete er etwa ein Wort der Begeisterung von ihr? Nein, dessen bedurfte es nicht. Er hatte sie scharf beobachtet, als sie den ersten Blick in die Ferne tat. Und kein Wort hätte so deutlich das ausdrücken können, was ihre großen, fast erschrockenen Augen verrieten. Nach einem Weilchen wies Dag auf die Wälder im Westen. „Dort drüben treibt sich Dag irgendwo herum“, sagte er und betrachtete sie verstohlen.

Adelheid brauchte Zeit, um Worte zu finden, schließlich brachte sie heraus: „So, dort also.“ Der Alte nickte fast unmerklich — wandte den Kopf und blickte nachdenklich lange über den Wald hin. Adelheid suchte mit aller Willenskraft und Kunst ihre Gefühle verborgen zu halten. Sie gehörte zu denen, die nicht um die Welt jemandem zeigen wollen, was sie fühlen. Aber an diesem Morgen war es mehrmals vorgekommen, daß in ihrer Stimme ein für Menschen unvernehmbarer Klang lag, den ihr Gefühl nicht bewacht hatte. Sie konnte nicht wissen, daß die Ohren des Alten nicht wie anderer Menschen Ohren waren.

Sie erhoben sich und wanderten den Weg zurück — die Bergpfade hinab. „Von solch einem Morgenspaziergang bekommt man rechten Hunger“, sagte der Alte, und das war alles, was auf dem Heimweg gesprochen wurde.

Die Zeit verging — Tag um Tag, und der Sonntag kam heran, Adelheids letzter Sommertag. Morgen würden sie abreisen. Mit tränennassen Augen hatte sie alles für die Heimreise fertig gepackt. Zum letzten Male sollte sie dieser Kammer Lebewohl sagen. Es neigte sich schon dem Abend zu, und Adelheid stand draußen in der Laube vor der Kammer und blickte über die Siedlung hin — über die goldenen Äcker — und die flammenden Laubhaine, Herbst in der Welt — und in ihr selbst.

(Schluß folgt.)

Die Hand des Toten.

Skizze von **Peter Hart.**

Im Jahre 1563 wurde der reiche Bürger Michael Pante auf dem Anger vor dem Tore der Stadt Uelzen erstochen aufgefunden. Einer namhaften Barschaft, die er bei sich getragen hatte, war er beraubt. Trotz sorgfältigster Nachforschungen konnte man von dem Täter keine Spur entdecken. So blieb denn nichts anderes übrig, als dem Toten nach damaliger Sitte durch den Büttel eine Hand abzunehmen und sie bei Gericht aufzubewahren, bis der Mörder entdeckt und die feige Tat gebüßt war. In einem Protokoll wurden die rätselhaften Umstände des Meuchelmordes durch das Stadtvogteigericht aufgenommen.

Der Tod Michael Pantes erregte naturgemäß die Einwohner der Stadt nicht wenig. Aber alle Untersuchungen blieben ergebnislos. Fast schien es, als ob die Tat ungesühnt bleiben sollte, da brachte das merkwürdige Verhalten eines Einwohners die Obrigkeit auf eine gänzlich unerwartete Spur.

Das Grundstück Michael Pantes grenzte an das Haus eines gewissen Bastian Katt, der ebenfalls in einem sehr guten Rufe stand und viel für die Armen tat. Er galt als wohlhabend, war mit dem Ermordeten eng befreundet und immer lustig und guter Dinge gewesen. Nach dem Tode Pantes aber wurde er stets wortkarger und stiller. Man wunderte sich aber nicht darüber; man glaubte, daß Katt sich das unerwartete Ableben seines Freundes sehr zu Herzen nehme.

Eines Tages klopfte es an der Tür der Gerichtsschreiberei, und herein trat Katt. Er kam mit einem merkwürdigen Anliegen: Ob er die Hand Michael Pantes, seines besten Freundes, nicht einmal sehen könne. Der Gerichtsschreiber wollte seinen Ohren nicht trauen. Aber Katt blieb bei seiner Bitte. Der Gerichtsschreiber berief sich darauf, daß der Gerichtsbrauch solches nicht zulasse, und lehnte die erneute Forderung des Besuchers bestimmt ab.

Katt ließ sich auf die Bank des Amtszimmers nieder und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dann versank er in Nachdenken. Nach geraumer Zeit sah er auf und fragte den Schreiber, wo sich die Hand befände. Sie läge im nebenanliegenden Raum, war die Antwort, und zwar in einem eichenen, aber unverschlossenen Schrank. Ob er einen Blick in das Zimmer werfen dürfe, wollte Katt wissen. Der Schreiber überlegte kurz und erklärte, daß die Verordnungen hierüber nichts enthielten und daß dem wohl nichts im Wege stände.

Der Schrank war nicht sehr groß, schlicht und einfach gehalten, aus dunklem Eichenholz, mit eisernen Beschlägen versehen. Er stand an der Wand auf einer Art Konsole, die mit Schnitzereien reich verziert war. Katt nahm das Zimmer und den Schrank eingehend in Augenschein, dankte für das Entgegenkommen und empfahl sich.

Der Gerichtsschreiber blieb nachdenklich zurück und überlegte immer wieder, was den Besucher wohl zu seinem seltsamen Anliegen getrieben haben könnte, als ein Richter der Stadtvogtei erschien. Der Schreiber erzählte, was sich kurz vorher bei ihm zugetragen habe. Auch der Richter fand die Handlungsweise Katts sehr merkwürdig; und er verlangte das Protokoll des Mordfalles.

Doch der Schleier lüftete sich nicht. Der Richter trat an den Schrank, öffnete ihn und hob die eiserne Lade heraus. Die Hand des Erstochenen lag auf einem schwarzen Tuch und hatte nur wenig von ihrer Form eingebüßt. Die Finger sahen wächsern aus und waren leicht gekrümmt. Sonst glich sie der harten, knorrigen Hand eines alten Mannes. Vorsichtig wendete sie der Richter. Ein dunkles, kantiges Etwas mitten in der Handfläche erregte seine Aufmerksamkeit. Er griff zu und hielt die abgebrochene Spitze eines Messers zwischen den Fingern. Wahrscheinlich war sie erst infolge des Schrumpfungsprozesses nach und nach herausgetreten. —

Einige Tage vergingen. Da suchte der Richter Bastian Katt auf. Der saß in Gedanken versunken in der Stube, als der Richter eintrat und ohne Umschweife auf den Mordfall zu sprechen kam. Katt hörte aufmerksam zu, schwieg aber und nickte nur ab und zu mit dem Kopf. Als der Richter geendet hatte, fragte Katt ihn, was er in der eisernen Truhe habe, die da neben ihm stünde. Die Hand seines ermordeten Freundes Michael, entgegnete der Richter und hob mit einer raschen Bewegung die Lade auf den Tisch.

Katt wurde erregt. Seine Augen flatterten im fiebrigen Glanze; seine Hände zitterten, als sich der Richter an der Truhe zu schaffen machte um sie zu öffnen. Aber trotz aller Bemühungen vermochte er den eisernen Deckel nicht zu heben. Er bat sich daher von Katt ein Messer aus, um die Hemmung zu beseitigen. Wortlos reichte ihm Katt eines. Der Richter warf einen schnellen Blick darauf: Er sah, daß die Spitze des Messers fehlte!

Ohne das Messer zu benutzen, öffnete der Richter die Truhe und hob die Hand des Erstochenen heraus. Leichenblaß war Katt dem Vorgang gefolgt. Es schien, als wolle er jeden Augenblick zusammensinken. Da wendete der Richter die Hand, zog die Messerspitze behutsam heraus und hielt sie an das Messer. Haargenau paßten die Bruchstellen aneinander. — —

Katt wurde in das Gerichtsgefängnis eingeliefert. Aber bevor man ihm den Prozeß machen konnte, entzog er sich durch den selbstgeknüpften Strick der irdischen Gerechtigkeit.

Die Hand, die einen Toten rächte, setzte man am Grabe Michael Pantes bei, damit er endlich Ruhe fände.

Der Schnupfen.

Groteske von Hanns Maria Hausmann.

Auf dem Rückweg von Großtante Leopoldines Begräbnis gingen Hirngibl und sein Vetter Josef quer über den nassen Rasen. Ein kalter, durchdringender Regen fiel, und plötzlich nieste Hirngibl laut und fing zu husten an.

„Da!" rief er aus. „Genau wie mir Poldi voraussagte. Diese Beerdigungen!"

Und wie in verwandtschaftlicher Harmonie nieste auch Josef plötzlich und antwortete: „Ekelhaft!"

Bevor sie das Friedhofstor erreichten, stand es fest, daß beide Vettern sich beim Begräbnis erkältet hatten. Sie niesten und husteten um die Wette. Vor dem Tor stand ein großer Kraftwagen. Er gehörte Hirngibl. Ich muß hier erwähnen, daß die Vettern sich sehr ähnlich sahen. Und nichts in ihrer fast gleichen Trauerkleidung verriet die Tatsache, daß Josef arm und Hirngibl sehr reich war. Josef besaß ein kleines Papierwarengeschäft in der Vorstadt und wohnte mit seiner Frau und fünf Kindern über dem Laden. Das Geschäft ging einigermaßen, und die Familie schien sich ganz wohl zu fühlen.

Hirngibl hatte klein angefangen, mit Korsetts oder dergleichen, dann seine Interessen auf andere Geschäftszweige ausgedehnt und war jetzt so reich, daß sein Name überall genannt wurde, wo Menschen auf der Jagd nach Erfolg zusammenkamen.

„Komm mit!" sagte Hirngibl am Friedhofstor. „Ich werde dich unterwegs absetzen."

Hirngibl war von Natur aus ein „Absetzer", ein gutherziger, wohlwollender Mann und gern großmütig, solange er nicht in der eigenen Bequemlichkeit gestört wurde. So setzte er seinen Vetter ab und ließ ihn zusehen, wie er am besten nach Hause kam, während er selbst nach seinem Hause vor der Stadt weiterfuhr.

Bei der Ankunft in der vornehmen Halle seines Hauses rief Hirngibl nach seiner Frau. Sie war ein gutes Weib. Sie packte ihn ins Bett, gab ihm zwei Wärmflaschen und telephonierte an Doktor Niedermaier, den Hausarzt. Der kam zwei Stunden später. Er fühlte dem Patienten den Puls, stellte Temperatur und Blutdruck fest, untersuchte die Lunge und andere Dinge. Er sagte mehrmals „Hm!" und „Aha!" Dann ließ er Poldi, die Frau, kommen: „Ich denke, wir bestellen lieber eine Nachtschwester. Das ist eine sehr heftige Attacke." Und er murmelte etwas, was wie Latein klang.

Hirngibl hatte eine böse Nacht. Er ängstigte sich wegen seiner Krankheit. Als er nahezu eingeschlafen war, kam die Nachtschwester und verabfolgte ihm ein Pulver. Am nächsten Morgen erschien Doktor Niedermaier frühzeitig, und eine Tagschwester wurde angefordert. Der Arzt nahm noch eine gründlichere Untersuchung vor. Schließlich sagte er: „Das Aussehen des Kehlkopfes gefällt mir gar nicht, Herr Hirngibl. Wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich meinen Kollegen Doktor Untermoser bitten, ihn sich einmal anzusehen."

Hofrat Doktor Untermoser war d e r Kehlkopfspezialist am Ort. Zum Glück war Doktor Untermoser nicht verreist. Er erschien am nächsten Morgen. Nach einer Untersuchung berieten er und Doktor Niedermaier miteinander. Das dauerte eine Weile. Dann kam Doktor Niedermaier zu Hirngibl zurück. Er sagte, sie seien der Ansicht, daß eine kleine Halsoperation ratsam sei. Eine ganz leichte Operation. Aber sie legten Wert darauf, nichts zu versäumen. Die Augen des Patienten glühten, als er stammelte: „Ja, ja, versäumen Sie nichts!"

Die Operation wurde sorgfältig und erfolgreich vollzogen. Hirngibl erholte sich, und als er soweit war, aufzustehen, kam Doktor Niedermaier und sprach über das Klima. „Hm, ja, ich denke, Herr Hirngibl, ein Monat Aufenthalt im Süden würde Ihnen jetzt sehr gut sein." Zum Schluß einigten sie sich auf Ägypten. Hirngibl reiste mit seiner Frau ab und verbrachte sechs Wochen in Ägypten. Dort saß er blinzelnd in der Sonne und dachte daran, was er verdienen könnte, wenn er zu Hause wäre.

Und dann kehrten sie eines Tages zurück. Am Morgen nach ihrer Ankunft fuhr Hirngibl wie gewöhnlich ins Geschäft. Hier geschah es, daß er sich plötzlich seines Vetters Josef erinnerte. Der Tag von Großtante Leopoldines Beerdigung fiel ihm ein, wo er und Josef über den nassen Rasen geschritten waren, beide hustend und niesend. Wie war es Vetter Josef ergangen? Hirngibl rief durch das Sprachrohr und befahl dem Fahrer, ihn in die Vorstadt zu fahren. Angenommen — Josef war tot? Er hatte kein Geld, sich teure Ärzte zu leisten oder den Süden aufzusuchen. Oh, wie war es dem ergangen?

Die Glocke läutete schrill, als der Besucher den Laden betrat. Peters, der Gehilfe, der ihn erkannte, lächelte und geleitete ihn ins Kontor. Und Josef kam, hinter ihm seine Frau Maria. Beide sahen recht wohl aus und lächelten freundlich. „Nun, Hirngibl?" — „Nun, Josef?" Sie sprechen ein paar Augenblicke von gleichgültigen Dingen, dann sagte Hirngibl: „Du erinnerst dich an Großtante Leopoldines Beerdigung, Josef, wie wir beide husteten und niesten?"

Josef erinnerte sich: „Ich kam nach Hause und fühlte mich jämmerlich, jämmerlich. Und Maria steckte mir einen Löffel in den Mund und sagte: „Aber, mein Lieber, du hast ja einen belegten Hals!""

„Ja, und was tatest du da?" fragte Hirngibl.

„Nun, Maria schickte mich ins Bett, machte mir eine kalte Einpackung, gab mir einen steifen Grog, und am nächsten Morgen war ich wieder auf dem Posten."

Hirngibl starrte auf seine rundlichen Finger, die auf seinen Knien ruhten. Überall Sinnlosigkeit und Ungerechtigkeit! Eine kalte Einpackung! Am nächsten Morgen auf dem Posten! Zahlen schossen Hirngibl durch den Kopf: Spezialisten, Schwestern, die Operation, die Reise nach Ägypten. Eine kalte Einpackung, wahrhaftig! Jemand sprach zu ihm. Er blickte auf und sah in Marias heiteres Gesicht: „Du bleibst doch und trinkst eine Tasse Kaffee, Vetter?"

Er nickte mehrere Male heftig mit dem Kopf. Nicht, daß er sich aus dem Kaffee etwas machte. Das Zimmer roch leicht nach Essen und Schmierseife. Irgendwo oben vollführten Kinder einen Höllenlärm. Aber er wollte gern dableiben. Er fühlte in diesem Augenblick, daß er von den Verwandten etwas lernen, daß er sozusagen etwas gewinnen könnte.

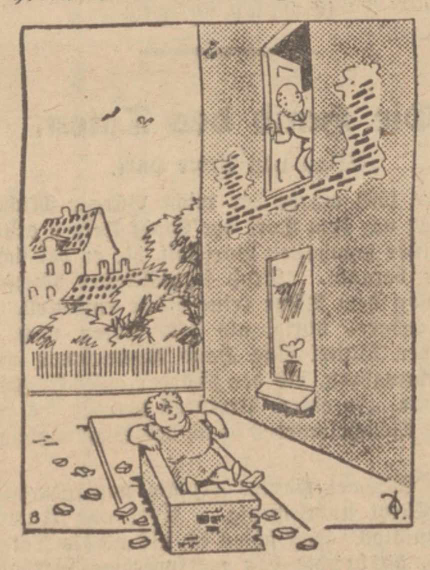
Eine kalte Einpackung, wahrhaftig!



Lustige Ecke



Wer nicht hören will — der billige Neubau.



„Hab' ich es nicht gesagt, daß du auf den Balkon nicht hinausgehen solltest!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.